

Sturzfluten des Unglücks

Wie viel Aufruhr verbirgt sich im Prekariat?
Guy Standings Lehre von einer neuen Klasse

VON THOMAS STEINFELD

Das Wort „Prekariat“ geht in Deutschland leicht und schnell über die Zunge, aber es klingt selten so, als wäre damit etwas beschrieben, das tatsächlich existiere. Nie scheint ganz sicher zu sein, wer eigentlich dazugehört soll: Eine neue Art von Unterschicht, die zu nichts mehr taugt und irgendwann auch zu nichts mehr taugen will? Die Ausgesonderten und Überflüssigen in einem immer heftiger werdenden Wettbewerb um Arbeitsplätze? Alleinstehende Mütter, die mehr leisten müssen, als sie leisten können? Gut ausgebildete junge Leute, die sich mit Praktika und Gelegenheitsarbeiten durchschlagen, in der irrigen Hoffnung, sich damit für den eigentlich angestrebten Beruf zu qualifizieren? Künstlerisch ambitionierte Menschen, die zu spät merken, dass das Engagement von Staat und Wirtschaft für die Kultur grundsätzlich zu den verhandelbaren Leistungen gehört? Eine sozialtechnische Kategorie hat sich, vermutlich dieser Unsicherheit wegen, an die Stelle des „Prekariats“ gesetzt, nämlich die Rede von „Hartz IV“. Von dieser Kategorie aus werden dann alle weiteren Verbindungen gezogen, die zum Mindestlohn ebenso wie die zur Betreuung der Arbeitslosen durch das Privatfernsehen. So wird das Wort „Prekariat“ frei für die Ironie und Koketterie, mit der es hierzulande behandelt wird.

Es mag aber sein, dass der unendlich oft wiederholte Rückgriff auf die Sozialtechnik – genauer: die Perspektive des Staates auf seine Betreuungsfälle – auch dafür sorgt, dass die Realität, die sich im „Prekariat“ verbirgt, nicht wirklich in den Blick gerät. Jenseits der deutschen Grenzen scheint das anders zu sein: In den westlichen Industriegesellschaften, schreibt der britische Soziologe Guy Standing in seinem Buch „The Precariat“ (*Bloomsbury Academic, London 2011/2014*), „gehört mindestens ein Viertel der Bevölkerung zum Prekariat. Das heißt nicht nur, dass sich diese Menschen in unsicheren Arbeitsverhältnissen befinden, in zeitlich begrenzten und rechtlich kaum gesicherten Jobs, obwohl dies alles weit verbreitet ist. Es heißt, sich in einem Zustand zu befinden, in dem es kein Bewusstsein einer Laufbahn oder eines Berufs gibt.“ Entstanden sei das Prekariat als unmittelbare Konsequenz einer „Flexibilisierung“ von Arbeitskraft, die seit den 1970er-Jahren zum festen Bestandteil arbeitgeberfreundlicher Rhetorik gehört habe und seit den 1990er-Jahren zur Voraussetzung einer globalisierten Wirtschaft geworden sei.

Nichts zeichnet die neue Klasse so sehr aus wie ein Gefühl von vollkommener Unsicherheit

Guy Standing war mehr als dreißig Jahre lang Referent der Internationalen Arbeitsorganisation in Genf gewesen, einer Einrichtung der Vereinten Nationen. Das Buch, mittlerweile in fünfzehn Sprachen übersetzt und vor Kurzem als Taschenbuch erschienen, sicherte ihm nach der Pensionierung eine zweite Laufbahn als reisende akademische Fachkraft für die Verhältnisse zwischen Lohnarbeit und offenem Elend: Unsicherheit, sagt er, elementare Unsicherheit in allen Belangen des praktischen Lebens sei die erste und allgemeinste Bestimmung des „Prekariats“ – oder anders gesagt: die Unmöglichkeit, das eigene Leben gestalten zu können.

Die breite Resonanz, die Guy Standing findet, hat mit der Direktheit zu tun, mit der er vom Leben unter solchen Bedingungen spricht, mit der Weite seines Begriffs „Prekariat“, der zwischen einheimischen und zugewanderten Arbeitslosen, zwischen der alleinerziehenden Mutter und der Museumspädagogin im Praktikum nicht grundsätzlich unterscheidet, und damit, dass er erklärt, was die Textilarbeiterin in Vietnam mit dem Sozialhilfeempfänger im Londoner Westend verbindet – beide sind Teil einer Ökonomie, die dazu übergegangen ist, die ganze Welt als angewandte Betriebswirtschaft zu behandeln. Vor allem aber beruht Standings Erfolg darauf, dass er das „Prekariat“ nicht von vorher-

ein als Opfer und damit als Gegenstand staatlicher Fürsorge betrachtet. Denn es sei ja nicht einmal sicher, erklärt er, ob Arbeit überhaupt eine so unbedingt wünschenswerte Angelegenheit sei.

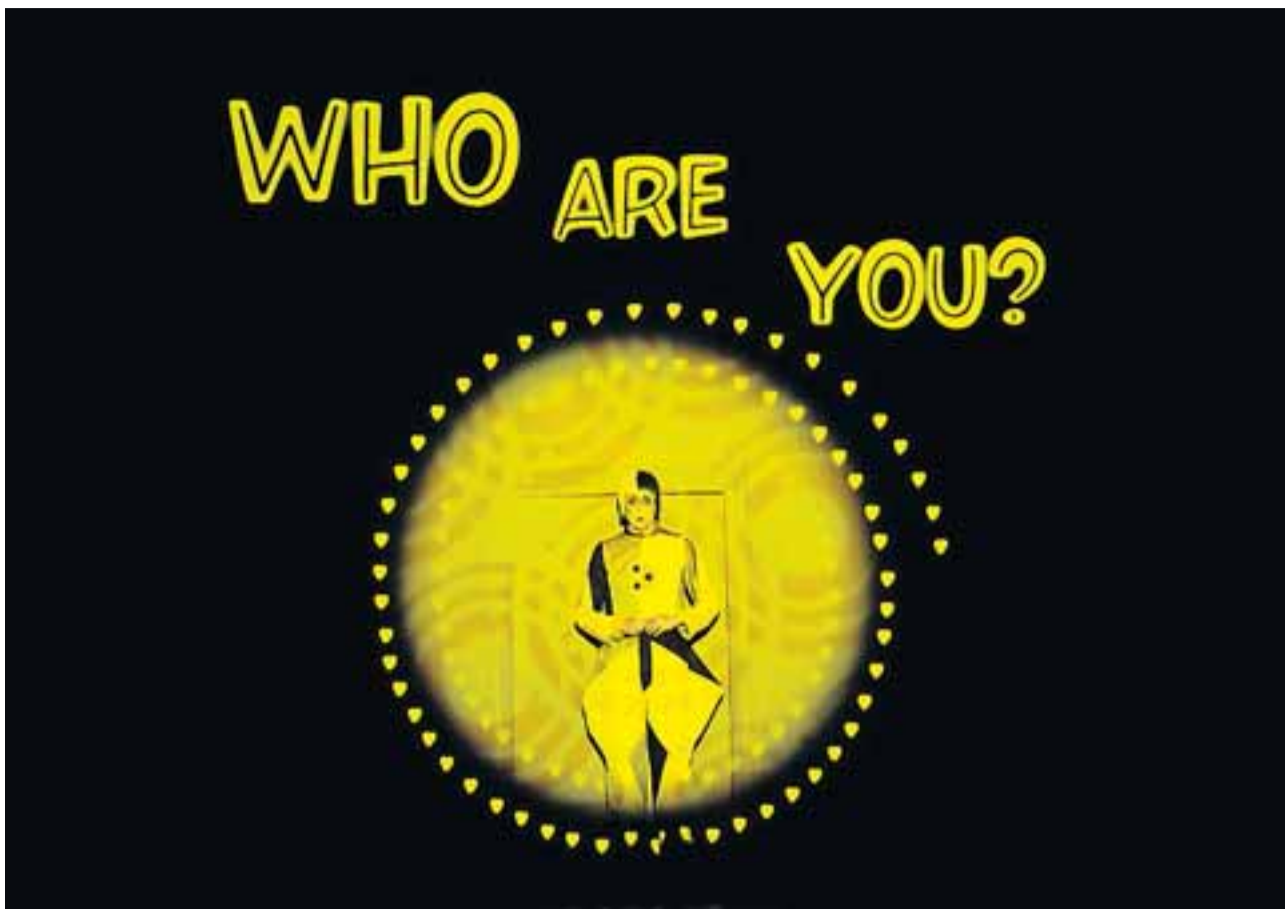
Aus der elementaren Unsicherheit, sagt Guy Standing, gingen alle weiteren Merkmale dieses Milieus hervor: Es besorge sich sein Geld aus vielen Quellen, unter denen bezahlte Arbeit nur eine und keineswegs eine notwendige sei. Es verliere de facto einen großen Teil seiner bürgerlichen Rechte, indem es sich der Vormundschaft durch die Sozialbehörden unterwerfen müsse. Es fehle ihm das Selbstbewusstsein („das biografische Narrativ“), das sich mit einem praktizierten Beruf verbinde. Es müsse permanent staatliche Auflagen erfüllen, wovon eine eigene, aber nicht bezahlte Art Arbeit entstehe. Es sei nicht mehr mobil, weder sozial noch geographisch, was damit zu tun habe, dass sich jeder Schritt über das Gewohnte hinaus, anders als beim arbeitenden Menschen, nicht mehr als kalkulierbares Risiko, sondern als existenziell Unbekanntes darstelle. Es sei latent überqualifiziert für alle Arbeiten, die ihm möglicherweise zugewiesen werden könnten. Und schließlich sei es so, dass prekäre Verhältnisse die unangenehme Eigenart hätten, sich zu addieren, woraus dann ganze „tsunamis of adversities“, „Sturzfluten des Unglücks“ entstünden. Von hier aus sei der Weg weit zum Proletariat mit seinen womöglich armen, aber halbwegs stabilen Verhältnissen.

Zu den Debatten um Karl Marx und den Marxismus, wie sie in den Sechzigern und Siebzigern geführt wurden, gehörte die eher lästige Frage, ob man noch in einer „Klassengesellschaft“ lebe – sie war unfruchtbar, denn was weiß man schon, wenn man weiß, dass es Klassen gibt, wenn man nicht zugleich weiß, warum es sie gibt. Es erinnert an diese Debatten, wenn Guy Standing immer wieder darauf zurückkommt, das alte „Proletariat“ verschwinde im selben Maße, wie sich im „Prekariat“ eine neue, an deutlich erkennbaren Merkmalen erkennbare gesellschaftliche Gruppe bilde: Es sei „a class in the making“, „eine Klasse in der Entstehung“.

Wirklich überzeugend ist es nicht, weil Guy Standing an dieser Stelle weniger ökonomisch – mit dem Gegensatz von Kapital und Arbeit – argumentiert, als vielmehr soziologisch, mit dem Vorhandensein oder Nicht-Vorhandensein von Merkmalen. Das aber tut er, weil er die „Klasse“ aus politischen Gründen braucht: „Die neue gefährliche Klasse“ lautet der Untertitel seines Buches „The Precariat“. Das Wort „Klasse“ ist hier als Drohung gemeint, als Ankündigung des „Klassenkampfes“. Und um dessen Heraufkunft zu beschwören, setzt Guy Standing aufs Spiel, was sein Buch bis dahin interessant gemacht hatte, nämlich das Wissen um das innere Funktionieren des „Prekariats“: Am Anfang und am Ende des Werkes, wenn die heterogensten Revolten, von den arabischen Staaten bis zu Occupy, herangezogen werden, um das Bild eines einheitlichen, weltumspannenden Aufruhrs zu entwerfen, wird die Wissenschaft dem Pamphlet geopfert.

Vor Kurzem hat Standing unter dem Titel „A Precariat Charter“ (*Bloomsbury Academic, London 2014*) eine Fortsetzung zu „The Precariat“ publiziert. Darin ergänzt der Soziologe seine Beschreibung der neuen „Klasse“ durch den Gedanken, es bedürfe eines universalen Grundeinkommens, um den sozialen Frieden nicht nur in den westlichen Industriegesellschaften zu retten. Denn teurer als Arbeitslosengeld, Hartz IV, Sozialhilfe, als die Kosten, die durch Unruhen und Umstürze drohen, sei ein solches Grundkommen gewiss nicht.

Seltsam ist dieser Gedanke nicht nur, weil er ähnlich utopisch daherkommt wie Thomas Pikettys Forderung nach einer globalen Steuer für die Reichen. Seltsam ist er auch, weil er völlig davon absieht, wie die staatlichen Unterstützungen für das „Prekariat“ gemeint sind und verstanden werden: nämlich so, dass der auf diese Weise Geförderte in jedem Augenblick seines Lebens weiß, dass sich seine Existenz einer Ausnahme verdankt, die dem System eigentlich widerspricht. Wer das akzeptiert, macht keinen Aufstand.



Diese Show ist ein hybrider Animationsfilm, aus dem die Figuren lebendig heraustreten: Shamira Turner (oben) und Rose Robinson in „Golem“. FOTOS: BERNHARD MÜLLER



Albtraum eines Tüftlers

Die Gruppe „1927“ entfesselt den „Golem“ bei den Salzburger Festspielen

Wollte man jemanden das Kunstverständnis Sven-Eric Bechtloffs, verantwortlich fürs Schauspielprogramm der Salzburger Festspiele, mit einem Abend erklären, man würde einen Besuch einer Aufführung der Londoner Gruppe „1927“ um Suzanne Andrade und dem Filmkünstler Paul Barritt empfehlen. Die war im vergangenen Jahr im Rahmen des Young Directors Project in Salzburg zu Gast, nun dürfen sie ihre neue Produktion im „normalen“ Festivalprogramm zum ersten Mal weltweit zeigen. „Golem“ entzückte im Landestheater das Publikum, und tatsächlich verbringt man mit den sehr coolen, überlegen und souverän über ihre Mittel verfügenden Briten äußerst angenehme 90 Minuten. „Golem“ ist ein unglaublich reizende Show – die in ihrer Aussage unfassbar platt ist.

Das Programmheft selbst nennt als Quelle den „Golem“-Roman von Gustav Meyrink. Der erschien 1915 zum ersten Mal in Buchform – allein das Datum weist also auf das Generalthema der diesjährigen Festspiele, den Ersten Weltkrieg. Und tatsächlich erzählt der Sensationserfolg, den der Roman bei seinem Erscheinen hatte, viel über die damalige Zeit. Meyrink greift die Legende vom Golem aus dem 16. Jahrhundert auf, die von einem aus Lehm geschaffenen Homunculus han-

delt, dem sein Schöpfer, ein Rabbi, mittels eines Schriftstücks Leben einhaucht. Je nach Überlieferung macht sich jedoch der von Menschen erschaffene Knecht selbstständig und richtet Unheil an, bis er aufgehoben wird und wieder leblose Masse wird. Mal raubt ihm der Rabbi selbst das lebenspendende Schriftstück, mal kommt er dabei um; in Paul Wegeners Stummfilm von 1920 ist es ein kleines Kind.

Meyrink borgt sich von der Legende vor allem den Schauer des Unheimlichen und erzählt eine verschlungene Liebes- und Krimihandlung im Prager Ghetto. Der Golem wird bei ihm zum psychologisch-phantastischen Doppelgänger des Ich-Erzählers, der durch die wahnhaftige Begegnung mit sich selbst letztlich die eigene Identität konstruiert. Bei Erscheinen des Buches dürfte genau dies dessen Erfolg bewirkt haben: In einer Zeit der Ungewissheit mag das Magische eine tröstliche Erklärung für alles Mögliche sein, auch fürs eigene Dasein. Meyrink spielt virtuos mit den Motiven und dem Grusel – Gershom Sholem, Meister jüdischer Mystik, bescheinigte ihm auch eine außerordentliche Begabung für antibürgerliche Satire und mystische Marktschreierei.

Das alles muss man tunlichst vergessen, besucht man die Produktion von „1927“. Ihr Name rekurriert auf die Wende

von expressionistischen Stummfilm zum Tonfilm, auf Vaudeville und Cabaret, auf Zirkus und Sensationen. Eigentlich wären dies perfekte Bestandteile für eine große magische Mythenshow. Aber mystisch oder ein Mythos ist hier nicht.

Die Geschichte: Ein bislang mit Fitnessgeräten für Fische wenig erfolgreicher Tüftler erfindet den Golem als tumben Haushaltshilfe. In der Basisversion ist der ein Töpel, der Leben anhand des Werbefernsehens studiert; Version 2 greift immer mehr in den Alltag seiner Arbeitgeber ein, bestimmt deren Konsumverhalten, die Liebe, die Wünsche. Und Version 3 lebt dann im Inneren der Menschen – die Werbung ist der Golem, den wir geschaffen und den wir, vollkommen verinnerlicht, nicht mehr kontrollieren können. Er kontrolliert uns.

So intellektuell überschaubar der Weg zu dieser Erkenntnis auch ist – ästhetisch ist er grandios. Die „1927“-Macher arbeiten gleichberechtigt mit Bühne, Sprache, Film und Musik. Auf einer Leinwand sieht man einen hybriden Animationsfilm, aus dem drei Schauspieler, grelle Varieté-Figuren, heraustreten und wieder verschwinden, live wird Klavier und Schlagzeug gespielt, alles ist wunderschön, flott und garantiert unbelastende Freude. Bechtloff-Theater eben. **EGBERT THOLL**

„Die Teufelsanbeter oder ein Blick auf die widerspenstige Sekte der Jesiden“ nannte Mustafa Nuri Bey, der osmanische Gouverneur von Mossul, im Jahr 1905 eine Abhandlung, mit der er den Ministern in Istanbul ein genaueres Bild der rätselhaften kurdischen Religionsgemeinschaft vermitteln wollte. Das war zu diesem Zeitpunkt ein couragierter Schritt. Die Ostprovinzen des Reichs wurden von Unruhen erschüttert. Die Armee protestierte wegen Soldrückständen. Sultan Abdülhamid II., der nach einem freitäglichen Moscheebesuch nur knapp einem Anschlag entgangen war, verfolgte konsequent sein Projekt, alle Muslime in eine sunnitische Gebetsgemeinschaft hereinzuholen.

Die klassischen Instrumente, mit denen der Staat nicht-sunnitische Religionsgemeinschaften bedrängte, trafen auch die

Jesiden: Öffentliche Konversionen zum Islam sunnitischer Observanz durch Repräsentanten der Stämme, Umwandlung ihrer Kultstätten in Medresen, Implantierung von Moscheen in den Siedlungsräumen der Häretiker.

Die Schrift Mustafa Nuri Beys, eines gebürtigen Kreters, ist das ungewöhnliche Zeugnis eines gebildeten und erfahrenen Bürokraten, der sich während seiner Amtszeit in Mossul (1902–1905) dem Studium der Jesiden widmete und für den Fortbestand der vom Aussterben bedrohten Minderheit eintrat. Nicht weil er ihre in seinen Augen bizarren Religionsbräuche im entferntesten billigte, sondern weil die Staatsraison ihren Schutz gebot. Mustafa Nuri führte die Verödung einst blühender Landschaften und den Rückgang der Steuererträge auf eine verfehltete Politik eines seiner

Vorgänger im Amt zurück. Sein Rat an Istanbul bestand letztlich darin, die Islamisierungspolitik durch stillschweigende Duldung zu ersetzen.

Mossul war eine sensible Provinz, dominant sunnitisch und christlich bildete sie eine Barriere zwischen den Kurden und dem schiitischen Irak. Man wäre schlecht beraten gewesen, das uralte Jesiden-Problem aus religiösem Fanatismus ins neue Jahrhundert mitzuschleppen. Im Bergland von Sindschar, das sich rund 150 Kilometer westlich von Mossul aus der Wüstensteppe erhebt, lebten Menschen, die durch das Raster des islamischen Rechts fielen. Das Steuerwesen kannte nur zwei grobe Kategorien: Muslime und Christen bzw. Juden als Schriftbesitzer. In den Registern des 16. Jahrhunderts lassen sich die Jesiden des Sindschar als „Haarige Kurden“ nur un-

genau ausmachen, besteuert wurden sie aber wie Muslime.

Vom 17. Jahrhundert an werden die Jesiden wiederholt wegen rückständiger Abgaben mit Strafexpeditionen heimgesucht. Der Reisende Evliya Çelebi berichtet, wie der Großwesir im Jahre 1645 die Jesiden von Sindschar mit „Bleikugeln wie Bienen“ eindeckte. Sie wurden damals, wohl kaum ganz grundlos, beschuldigt, Kauf- und Pilgersleute auf der Straße zwischen Mardin und Mossul ausgeraubt zu haben.

In Europa wurde man Mitte des 19. Jahrhunderts auf die „Teufelsanbeter“ aufmerksam. Henry Layard, der im Raum Mossul nach assyrischen Altertümern suchte, war ein guter Kenner des Hinterlands, seiner kurdischen und arabischen Stämme. Sein großes Ninive-Werk, das 1850 in einer prachtvoll illustrierten deut-

schen Übersetzung erschien, nutzte Karl May als Grundlage für „Durch die Wüste“ und die Darstellung Kurdistans in seinem Orient-Zyklus. Der britische Archäologe verschmolz darin mit dem fiktiven Sir David Lindsay, den Karl May mit Beduinen und Jesiden-Häuptlingen plaudern lässt.

Mustafa Nuri Jesiden-Schrift erschien 1911 auch auf Deutsch. Der Übersetzer, der Orientalist Theodor Menzel, lehrte im russischen Odessa an der Universität. Die irakischen Jesiden hat er zwar nie aufgesucht, aber alle möglichen Informationen über sie gesammelt. Denn auch die zaristische Militäradministration schlug sich mit den Jesiden herum. Russland hatte sie durch den Anschluss der südkaukasischen Provinzen im Berliner Vertrag von 1878 als problematischen, weil wehrunwilligen Teil der dortigen Bevölkerung gewonnen.

HEUTE	
Feuilleton	
Der Erste Weltkrieg hatte viele Auslöser. Das will mancher Historiker nicht wahrhaben	12
Literatur	
Die Berge schweigen – Robert Seethalers neuer Roman „Ein ganzes Leben“	14
Schule und Hochschule	
Eine Dozentin sucht aufmüpfige Studenten – und findet nur Anpasstheit	15
Wissen	
Wenn das Klima außer Kontrolle gerät, gäbe es Tricks, die Erde zu kühlen. Sie sind riskant	18
» www.sz.de/kultur	

NACHRICHTEN AUS DEM NETZ

Wären Nutzer ohne Apps besser dran?



Selten hat eine schlichte Smartphone-App so viele Menschen auf die Palme gebracht wie derzeit die Anwendung für den **Facebook-Messenger**. Über den Zwang zur Zusatz-App für die ehemals integrierte Nachrichten-Funktion und über deren weitgehende Zugriffsrechte empören sich die Nutzer – irgendwie zu Recht, aber auch reichlich spät. Dass man als Nutzer Facebook viele dieser Rechte bisher schon einräumt und andere Apps ähnlich weitreichende Befugnisse verlangen, beruhigt aber offenbar kaum.

Man könne ja, so lautet nun ein viel gelebter Tipp an die Erzurnten, einfach die Facebook-Nachrichten über den Browser des Smartphones verschicken. Zurück zum Browser? Hatten nicht all die quadratisch-praktischen Apps die Zukunft sein sollen? Der Ärger über Facebooks Zwangsbeglückung fällt jedenfalls zusammen mit einer zuletzt immer häufiger zu hörenden Frage: vergangene Woche stellte sie der *Independent*. „Ist dies das **Ende der Apps?**“

Es ist in den vergangenen Monaten schon öfter verkündet worden. Mal sollte Siri, die sprachgesteuerte Bedienung des iPhones die Totengräberin sein, mal waren tragbare Computer wie Google Glass die Schuldigen. Jetzt stützen sich Medien wie der *Independent* auf eine Studie der Unternehmensberatung Deloitte. Die kommt zu dem Befund, dass unter den Smartphone-Nutzern im Vereinigten Königreich jeder dritte überhaupt nie Apps herunterlade. Vor einem Jahr galt das noch nicht mal für jeden fünften. Neun von zehn Nutzern gäben zudem für Apps niemals Geld aus.

Und selbst bei denjenigen, die den **App Store** oder **Google Play** nutzen, seien die monatlichen Downloads von durchschnittlich 2,32 im Jahr 2013 auf 1,82 im Jahr 2014 gesunken. Hinzu komme noch, dass ein Großteil der einmal heruntergeladenen Apps gar nicht regelmäßig genutzt werde: „Das ist so, wie wenn Leute eine enorme Zahl von Fernsehkanälen haben, aus denen sie wählen könnten, aber am Ende immer nur die großen Sender einschalten.“

Die *Financial Times* berichtet denn auch vergangene Woche, wie hart die Zeiten für die App-Branche geworden seien. Nur mit einer Handvoll **Hit-Anwendungen** lasse sich wirklich Geld verdienen: Unter 10 000 App-Herstellern verdienten 1,6 Prozent mehr Geld als die übrigen 98,4 Prozent zusammen. Mehr als die Hälfte der Millionen Entwickler von Mobil-Apps weltweit verdienen mit ihren Produkten weniger als 500 Dollar im Monat. Die Giganten der Branche hingegen blockierten mit dem „Unbundling“, dem Aufspalten von Programmen in Einzel-Apps, gezielt die Download-Charts (und die Nutzeroberflächen der Telefone) für die Konkurrenz.

So hat es auch der Facebook-Messenger, allem Wehklagen zum Trotz, an die Spitze der App-Charts geschafft. Dass das, wie die *Financial Times* schreibt, „um den Preis Zehntausender wütender Ein-Stern-Bewertungen“ durch erzürrte Nutzer geschah, kann Facebook – wie so vieles – wohl verschmerzen. **NIKLAS HOFMANN**

Die Vorzüge der Bettelschalen

Toleranz aus Staatsräson: Wie im Jahr 1905 ein Gouverneur des Osmanischen Reiches gegen die Zwangs-Islamisierung der Jesiden plädierte

„Die Teufelsanbeter oder ein Blick auf die widerspenstige Sekte der Jesiden“ nannte Mustafa Nuri Bey, der osmanische Gouverneur von Mossul, im Jahr 1905 eine Abhandlung, mit der er den Ministern in Istanbul ein genaueres Bild der rätselhaften kurdischen Religionsgemeinschaft vermitteln wollte. Das war zu diesem Zeitpunkt ein couragierter Schritt. Die Ostprovinzen des Reichs wurden von Unruhen erschüttert. Die Armee protestierte wegen Soldrückständen. Sultan Abdülhamid II., der nach einem freitäglichen Moscheebesuch nur knapp einem Anschlag entgangen war, verfolgte konsequent sein Projekt, alle Muslime in eine sunnitische Gebetsgemeinschaft hereinzuholen.

Die klassischen Instrumente, mit denen der Staat nicht-sunnitische Religionsgemeinschaften bedrängte, trafen auch die

Jesiden: Öffentliche Konversionen zum Islam sunnitischer Observanz durch Repräsentanten der Stämme, Umwandlung ihrer Kultstätten in Medresen, Implantierung von Moscheen in den Siedlungsräumen der Häretiker.

Die Schrift Mustafa Nuri Beys, eines gebürtigen Kreters, ist das ungewöhnliche Zeugnis eines gebildeten und erfahrenen Bürokraten, der sich während seiner Amtszeit in Mossul (1902–1905) dem Studium der Jesiden widmete und für den Fortbestand der vom Aussterben bedrohten Minderheit eintrat. Nicht weil er ihre in seinen Augen bizarren Religionsbräuche im entferntesten billigte, sondern weil die Staatsraison ihren Schutz gebot. Mustafa Nuri führte die Verödung einst blühender Landschaften und den Rückgang der Steuererträge auf eine verfehltete Politik eines seiner

Vorgänger im Amt zurück. Sein Rat an Istanbul bestand letztlich darin, die Islamisierungspolitik durch stillschweigende Duldung zu ersetzen.

Mossul war eine sensible Provinz, dominant sunnitisch und christlich bildete sie eine Barriere zwischen den Kurden und dem schiitischen Irak. Man wäre schlecht beraten gewesen, das uralte Jesiden-Problem aus religiösem Fanatismus ins neue Jahrhundert mitzuschleppen. Im Bergland von Sindschar, das sich rund 150 Kilometer westlich von Mossul aus der Wüstensteppe erhebt, lebten Menschen, die durch das Raster des islamischen Rechts fielen. Das Steuerwesen kannte nur zwei grobe Kategorien: Muslime und Christen bzw. Juden als Schriftbesitzer. In den Registern des 16. Jahrhunderts lassen sich die Jesiden des Sindschar als „Haarige Kurden“ nur un-

genau ausmachen, besteuert wurden sie aber wie Muslime.

Vom 17. Jahrhundert an werden die Jesiden wiederholt wegen rückständiger Abgaben mit Strafexpeditionen heimgesucht. Der Reisende Evliya Çelebi berichtet, wie der Großwesir im Jahre 1645 die Jesiden von Sindschar mit „Bleikugeln wie Bienen“ eindeckte. Sie wurden damals, wohl kaum ganz grundlos, beschuldigt, Kauf- und Pilgersleute auf der Straße zwischen Mardin und Mossul ausgeraubt zu haben.

In Europa wurde man Mitte des 19. Jahrhunderts auf die „Teufelsanbeter“ aufmerksam. Henry Layard, der im Raum Mossul nach assyrischen Altertümern suchte, war ein guter Kenner des Hinterlands, seiner kurdischen und arabischen Stämme. Sein großes Ninive-Werk, das 1850 in einer prachtvoll illustrierten deut-

chen Übersetzung erschien, nutzte Karl May als Grundlage für „Durch die Wüste“ und die Darstellung Kurdistans in seinem Orient-Zyklus. Der britische Archäologe verschmolz darin mit dem fiktiven Sir David Lindsay, den Karl May mit Beduinen und Jesiden-Häuptlingen plaudern lässt.

Mustafa Nuri Jesiden-Schrift erschien 1911 auch auf Deutsch. Der Übersetzer, der Orientalist Theodor Menzel, lehrte im russischen Odessa an der Universität. Die irakischen Jesiden hat er zwar nie aufgesucht, aber alle möglichen Informationen über sie gesammelt. Denn auch die zaristische Militäradministration schlug sich mit den Jesiden herum. Russland hatte sie durch den Anschluss der südkaukasischen Provinzen im Berliner Vertrag von 1878 als problematischen, weil wehrunwilligen Teil der dortigen Bevölkerung gewonnen.

Der Terror des Islamischen Staats hat nun die restlichen Jesiden des Sindschar in die irakische Teilrepublik Kurdistan vertrieben. Es wird sich zeigen, ob die Annäherung der muslimischen Kurden, die einige Kapitel ihrer Verfolgungsgeschichte mitgeschrieben haben, an die Jesiden Bestand hat. Mustafa Nuri verglich die Religion der Jesiden mit einer jener „Bettelschalen“, in denen die Derwische Almosen jeder Herkunft sammelten. Kein unpassender Vergleich für eine Glaubensform, die Elemente altorientalischer, christlicher und islamischer Überlieferungen wie einen Steinbruch nutzte. Solange die Peschmerga ein säkulares Modell des „Nation building“ unter der Devise „Kurden aller Länder vereinigt euch“ betreiben, können sich wohl auch die heterodoxen Jesiden unter dieses Dach stellen. **KLAUS KREISER** > Seite 14